

Theologisch-praktische Quartalschrift

***** 1902 *****

* * 55. Jahrgang * *

* * * II. Heft * * *

Christus im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. P. in Freiburg (Schweiz).

II.

Zurück zu Christus, der Wahrheit!

Zurück zu Christus! Anschluß an Christus! So lautet die Lösung für das begonnene Jahrhundert. Aber zu welchem Christus?

Diese Frage allein schon zeigt uns unser ganzes Elend. Deffnen wir irgend ein Buch, das ein protestantischer Theologe über religiöse Fragen der Vergangenheit oder der Gegenwart geschrieben hat, nehmen wir die erstbeste Nummer einer beliebigen freisinnigen Zeitschrift für protestantische Theologie und Kirche, überall ist uns der Weg versperrt durch die Unterscheidung zwischen dem geschichtlichen und dem dogmatischen Christus, zwischen dem menschlichen und dem mythischen Christus, zwischen dem ursprünglichen Christus und dem Christus der Sagenbildung, zwischen dem „synoptischen“ Christus, d. h. dem „Adoptivjohn“, dem „moralischen“ Sohn Gottes und dem „johanneischen“ Christus, dem angeblich „unfassbar“ gewordenen „vorzeitlichen“ Sohn Gottes, zwischen dem Christus, dem „Kind seiner Zeit“ und dem „bleibenden Kern“ in Christus, den „das geläuterte Bewußtsein“ unserer Zeit aus dem „Vergänglichen seines Wortes und Werkes herausschält“, zwischen dem „Ueberwuchern menschlicher Zuthaten“, die uns „das Bild des wahren Christus verhüllen“, und der wissenschaftlichen und kritischen „Reconstruction des Selbstbewußtseins und der Weltanschauung Christi“. Ein Elend über alles Elend! Christusse, soviel wir wollen, am liebsten Phantasiegemälde von einem Christus, wie er „heute auftreten würde“ — solche finden Leser zu Hunderttausenden¹⁾) — nur kein Christus mit Fleisch und Blut, kein Christus,

¹⁾ W. T. Stead, If Christ came to Chicago. — Ch. M. Sheldon, In his steps. (Deutsch: In seinen Fußstapfen, Göttingen, 1900.) Dazu noch vollends:

Gott und Mensch, kein Erlöser, kein Lehrer für immerdar, kein Gesetzgeber für uns wie für ehemals, kein Vorbild der Heiligkeit, kein Christus, heute wie gestern, und stets der gleiche in Ewigkeit (Hebr. 13, 8), kein Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, hochgebenedeit in Ewigkeit, kein Christus, in dem wir alles haben, Weisheit und Wahrheit und Sündenvergebung und Gnade und Vollkommenheit und unser einziger Trost und alle Hoffnung im Leben und im Sterben.

Hier haben wir die große Wunde unserer Civilisation, das Kainsmal unserer Zeit, hier aber auch den Schlüssel zum Verständnis des sogenannten modernen Geistes und den Kompass, mit dem wir den Weg durch die zahllosen Klippen und Riffe dieses brandenden Meeres finden müssen. Es gibt im Grunde nur eine Frage der Gegenwart, und das ist die alte, ewig gleiche Frage: Was dünkt euch von Christus? (Matth. 22, 42.) Hier finden sich die zusammen, die noch ernstlich an das Uebernatürliche glauben, hier beugen die vom rechten Wege ab, die zuletzt bei der völligen Leugnung aller Wahrheit anlangen, hier holen sich aber auch die eine schwere Verantwortung, die vor der himmelschreienden Sünde dieser Zeit den Mund schließen, um es mit der Welt und der Zeit nicht zu verderben.

Wie sollen wir es uns erklären, dass eine ernstgesinnte und nicht unbegabte Schriftstellerin der Gegenwart die Pforte zum Christenthum, die Taufe, wie sie selber sagt, „das heilige Gelübde, das Kind zu führen auf die Bahn zu Gott, dass es ein Christ werde, folgend seinem Heiland“, wie sollen wir es erklären, dass sie diese heilige Handlung einen „grausigen Gruß aus einer fremden Welt“ nennt, „einen letzten, grausigen Gruß aus einer fremden, aus einer untergegangenen Welt“, aus der uns nur „Todesgrauen und Verwesungschauch berührt“?¹⁾ Es ist nicht schwer, die Antwort darauf zu finden. August Sabatier, sicher neben Ad. Harnack der gefeiertste unter den protestantischen Theologen am Schlusse des 19. Jahrhunderts, gibt darüber den bündigsten Aufschluss. Nachdem er, wie er behauptet, durch die „Psychologie der Geschichte“ die Frage beantwortet hat, wie „Christus allmählig Gott wurde“, sagt er: Sobald aber dies geschehen war, „wurde alles, was an Christus moralisch, menschlich,

Mrs. Lynn Linton, „Joshua Davidson“. (Deutsch: Wahrhaftige Lebensgeschichte des Joshua Davidsohn, übersetzt von Natalie Liebknecht, mit Vorwort von Wilhelm Liebknecht.)

¹⁾ Gertrud Prellwitz, Christliche Welt, 1900, 602.

erhebend und vorbildlich ist, zu einer unfruchtbaren Metaphysik. Da ist nun alles außermenschlich und uns fremd", was uns von einem vergöttlichten Christus erzählt wird. Seine Tugenden gehen uns nichts an, seine „religiösen Erfahrungen“ sind nicht die unsrigen. „Die alte Trennung zwischen Gott und den Menschen ist jetzt größer geworden als zuvor, ja zur unübersteiglichen Kluft geworden, die Religion zum Heidenthum, zur Mythologie“. ¹⁾ Kein Wunder, dass der guten Gertrude Prellwitz „grausiges Entsetzen“ kommt, wenn ein Hauch aus jener gespenstigen Welt mit ihrer uns fremd gewordenen, „heidnischen Mythologie“ an ihr Herz trifft. Uns wäre auch nicht geheuer, wenn plötzlich Odhin oder Charon zur Zimmerthür hereinkäme.

Dann ist aber selbstverständlich überhaupt alles „Jenseits“ für uns fremd und bedeutungslos. Für unser modernes Denken, sagt Joseph Jacobs, „übt die Erinnerung an Tod und Jenseits keinen Einfluss mehr aus. Durch das Verbllassen der früheren, grobsinnlichen Vorstellungen hat sich jedes persönliche Interesse dafür verloren. Nur noch ganz rohe Egoisten malen sich Genüsse da drüber aus, die Besten und die Edelsten suchen für die Gesamtheit hier zu wirken“. ²⁾ In diesem Sinne predigt die eben genannte Prellwitz als Aufgabe der Gegenwart die Herstellung einer „Religion der Diesseitigkeit“, ein Wort, das Feuerbach schon im Jahre 1848 ausgesprochen hat, ein Wort, für das ihm damals schon die Socialdemokraten öffentlichen Dank ausdrückten, mit dem festen Versprechen, es nie mehr zu vergessen.

Da aber der Mensch nicht völlig gottlos leben kann, so macht er sich eben für den Gott der „Jenseitigkeit“ selber einen Gott der „Diesseitigkeit“. Der Humanitätscult, die Bergötterung der Menschheit und zuletzt des Menschen, der neuheidnische Gögencult von allen Größen der Geschichte, in denen eine Gesellschaft ihre eigenen Schwächen verkörpert sieht, das alles ist dann eine naturnothwendige Folge. Dann wird eben Voltaire der große geistige Befreier, und Bismarck, der Nationalheros, das Urbild des Uebermenschen. Dann wird Shakespeare zum „zweiten Messias“, höher, idealer als der erste, und seine Bücher die wahre, die heilige Kirche. ³⁾ Dann wird Goethe der „Heiland, den uns das Heidenthum beschert“, ⁴⁾ „ein Theil der Weltseele, ein Hauch Gottes, vor dem wir anbeten“, ⁵⁾ in „deffen Zeichen wir siegen“. ⁶⁾

¹⁾ Sabatier, Philosophie de la religion, 191 f. — ²⁾ Fortnightly Review. Aug. 1899. — ³⁾ Clelia, The Messiahship of Shakespeare. (Tablet, 3. Aug. 1901 p. 171.) — ⁴⁾ Literarisches Echo, II., 1385. — ⁵⁾ II., 1396. — ⁶⁾ II., 409. (Prof. Jakob Minor).

Dann haben wir nur noch Aussicht, unserer Aufgabe zu genügen durch „die Nachfolge unseres Herrn und Meisters Goethe.“¹⁾ Dann wird Hamerling ein „Ausfluss der Gottheit“, dessen „unendliche Fülle übermenschlicher Erhabenheit“ uns fast erdrückt,²⁾ dann wird Richard Wagner der Halbgott, der „sonnengleich in der Götter urältestem Rathe thront und die geheimste Saat der Dinge behorcht, umgeben von den Sternen am Weltenbaum“.³⁾

Dann aber stehen wir mit beiden Füßen bis zum Hals, und vielleicht bis über den Kopf in dem unheimlichen, gespenstischen Sumpf der sogenannten „modernen Weltanschauung“, in dem einer, alles Haltes und aller Besinnung beraubt, mit jedem Schritte weiter in die bodenlose Tiefe gezogen wird. Der feste Boden des Glaubens ist unter den Füßen gewichen. Keines der Dogmen gilt, auch wenn auf ihnen all' unser Leben und Heil beruhen sollte. Die „Vorstellung“ von einer ewigen Vergeltung und Strafe, sagt uns diese Dogmatik des „wahrhaft geläuterten Zeitbewusstseins“, ist nichts als eine „über alles Maß entsetzliche Ausgeburt menschlicher Phantasie“.⁴⁾ Die Auferstehung des Herrn lässt sich ihr zufolge buchstäblich nicht mehr festhalten; „der Erdenseib Jesu hat das Grab nicht verlassen“.⁵⁾ „Ueberwunden ist die griechische Logoschristologie, die in der Einen Person den Menschen Jesus und den Logos Christus (?) unterschied.⁶⁾ Jesus selbst war in seinem Leben und Lehren „ein irrendes Kind seiner Zeit“.⁷⁾ Die Auferstehung von den Todten ist eine für den Gebildeten unserer Tage „unvollziehbare Vorstellung“.⁸⁾ Die „Auferstehung, die Himmelfahrt Christi, die Vorhersagung von seiner Wiederkunft zum Gericht können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgefasst werden“.⁹⁾ Das Symbolum Athanasianum wird zwar noch immer „unter den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirchen mitgeschleppt“, jedoch ohne Zweck und ohne Wert, da „beinahe alle lebendige (sic!) evangelische Gläubigkeit seinen Glaubensbegriff ablehnt“.¹⁰⁾ Wie es mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis steht, ist bekannt. Wir sind fertig mit den letzten Resten des Christen-

¹⁾ Diese Neußerzung von Eugen Guglia in der Festgabe des Wiener Goethe-Vereines zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmales entlockt selbst der „Christlichen Welt“ (1901, 637) den Ausdruck „plumpe Blasphemie“. — ²⁾ I., 1490.

— ³⁾ Meyer, Jahres-Supplement, 1880/1881, 670. — ⁴⁾ Christliche Welt, 1901, 499.

— ⁵⁾ Ebenda, 1900, 55. — ⁶⁾ Ebenda, 1901, 1186. — ⁷⁾ Christliche Welt, 1900, 557.

— ⁸⁾ Ebenda, 1900, 33. — ⁹⁾ Schenkel, Bibel-Lexikon, I., 297. — ¹⁰⁾ Christliche Welt, 1900, 985.

thums. Dafür erlebt der „Buddhistische Katechismus“ eine Auflage um die andere, und die „Nachfolge Buddhas“ von G. M. Bowden scheint es ihm nachthun zu wollen. Die Schriften von Marie Corelli u. a., die die Verehrung der Kainiten und der Ophiten für Kain, für Judas, für Barabbas, für — den Satan wieder auffrischen, gehen zu Hunderttausenden¹⁾ ab, und die theosophischen und die occultistischen Gesellschaften sorgen dafür, dass auch der praktische Cultus dazu nicht fehlt.

Ach, die armen Leute sind nicht bloß romsatt, sie sind satt an allem, satt an Gott und satt am Jenseits, satt am Glauben und satt am Uebernatürlichen, satt an der ganzen Sittenlehre des Evangeliums, an der Demuth und an der Keuschheit insbesondere, satt an den zehn Geboten und am Gewissen, satt an der Thorheit des Kreuzes und an der Schmach Jesu Christi, satt am Christenthum und an Christus, kurz, um es nochmals zu sagen, satt an allem, was irgend an Religion erinnert. Selbst Strauß wird von ihnen als „Halber“ verspottet, denn sein Disputieren um die Worte Christus und Glauben bewiesen, dass er noch immer in den alten „stockgläubigen Geleisen“ einherwankte.²⁾

Sogar die Namen Unglaube und Freidenkerei sind für diese Gesellschaft unerträglich geworden, weil sie uns immerhin noch ins Gedächtnis rufen, dass es einmal einen Glauben und ein religiöses Denken gegeben hat. Darum erfand Holyoake, der so viel genannte Agitator für die Ausrottung des Christenthums, den Ausdruck Säcularismus.³⁾ Dieses Wort, sagt F. J. Gould, bedeutet nicht bloß, wie viele glauben, die Ersetzung der Priesterfabeln und der Kirche durch ein rein menschliches Denken und Leben — natürlich versteht sich das von selbst als Vorbedingung zur sittlichen und bürgerlichen Befreiung der Menschen — sondern es will sagen, dass jede Art von Religion, jeder Gedanke, jede Erinnerung an Religion durchaus beseitigt und durch ein schlechthin neues vollständig weltliches Gebäude ethischen und socialen Lebens unmöglich, undenkbar gemacht werden muss. Säcularismus ist also die Krönung oder vielmehr die reife Frucht der Freidenkerei. „Säcularismus beginnt erst da, wo die Freidenkerei, wenigstens die gewöhnliche, endigt“.⁴⁾

¹⁾ Die letzte Schrift von M. Corelli, Master Christian, hatte zu Weihnachten 1901 eine Auflage von 300.000 hinter sich. — ²⁾ Stern, Halbes und ganzes Freidenkerthum, 5. Vgl. Quartalschrift, 1892, 508. — ³⁾ G. J. Holyoake, The Origin and Nature of Secularism. — ⁴⁾ Agnostic Annual, 1901, 61.

So schroff, wie es durch die Einführung des Namens Säcularismus geschah, ist der unbeschränkte Gegensatz zwischen Christenthum und der Welt noch nie ausgesprochen worden, nicht von Christus, nicht von Paulus, nicht von Jacobus. Hoffentlich wird niemand den Herrn der Ungerechtigkeit bezichtigen, und darum dürfen auch wir von der Welt reden wie er, ohne uns dem Vorwurfe auszusetzen, wir erklärten jede Zeit und jede Cultur, die nicht mit uns hält, ohne weiteres für das Reich des Bösen. Im allgemeinen gesprochen, hat die Welt, in der wir leben, die moderne Zeit, die moderne Cultur, noch immer viel vom Christenthum an sich, und darin liegt ihre Stärke und ihre Verführungskraft, aber auch viel von der „Welt“, die Christus so hart verurtheilt, d. h. von den Grundsätzen des Antichristenthums, und darum — aber auch nur insoferne — stehen wir ihr mit Vorsicht unsertwegen, nicht mit Verdammungsurteil über sie, gegenüber. Uns aber vertrauensvoll oder vollends bedingungsvoll ihr anzuschließen, daran hindert uns die ernste Mahnung des Herrn. Sicher, keine Zeit ist ganz von Gott verlassen, auch unserer Zeit, selbst jener Richtung, die sich Säcularismus nennt, wird die Gnade Gottes angeboten. Christus erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9), soweit es auf Christus ankommt. Aber mit welchem Erfolge, soweit es auf die Welt ankommt, das sagt uns das Wort: Das Licht leuchtet in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht erfasst (Joh. 1, 5). Wir verurtheilen deshalb keinen Einzelnen und keine Zeit. Es ist nur schrecklich genug, zu wissen, dass der Herr ausdrücklich sagt: „Ich bete nicht für die Welt“ (Joh. 17, 9). Und es ist Warnung genug für uns selber, dass ein Apostel schreibt: Wisset ihr nicht, dass die Freundschaft dieser Welt Feindschaft gegen Gott ist? (Jac. 4, 4.) Hier, das sieht jedermann, der noch sehen will, hier ist jede Möglichkeit zu einer Verständigung, sogar jeder Anknüpfungspunkt zu einer Erörterung zwischen den beiden Richtungen, zwischen Christenthum und Unglauben, ausgeschlossen.

Nur die grundsätzliche Hinwegtäuschung über diese Sachlage kann da den Vorwurf gegen die kirchliche Theologie und Praxis erheben, sie „betone zu sehr den Gegensatz zwischen dem Weltlichen und dem Göttlichen“ und verkenne in „fanatischer Verblendung“, dass die moderne Welt auch „wo ihre Redeweise mitunter etwas heidnisch klinge“, dennoch „im tiefsten Innern christlich sei“.

Man muß die Augen absichtlich vor der Wirklichkeit verschließen, wenn man im Ernst an die Wahrheit der Behauptung glauben will, wir würden die Welt eher bekehren, wenn wir weniger „weltfremd“ lebten, wenn wir mehr modern und nicht so „scholastisch“ dächten, und vorurtheilsloser anerkannten, daß „auch die Welt in ihrer Weise ernstlich nach dem Wahren und dem Guten strebe und zur Verwirklichung der ewigen menschlichen Aufgabe beizutragen suche“.

Und man muß entweder einen ganz übertriebenen Glauben haben, einen hölzernen Buchstabenglauben, ein abergläubisches, kabalistisches Vertrauen auf ein leeres Citat aus der Heiligen Schrift auf ein abgerissenes Wort, das man der Theologie entlehnt, oder man muß ganz gleichgültig geworden sein gegen das Schicksal der Glaubenswahrheiten, wenn man sich einredet, einem solchen Radicalismus gegenüber mit der blut- und saftlosen, mit der bleichfütigen Apologetik aufkommen zu können, die uns die sogenannte moderne Wissenschaft aufdrängen möchte.

Schon der Name Apologetik will uns nicht mehr zusagen, er verrathe, sagen wir, Mangel an „fühler, wissenschaftlicher Ruhe“ und lasse immer vermuthen, es gebreche uns an „objectiver Voraussetzungslösigkeit“. Ein einziger Gelehrter, ein Laie, der katholisch denke und lebe, ohne anzugreifen oder zu rechtfertigen, sei mehr wert, als ein Dutzend apologetischer Werke und eine von vornehmer Tendenzlosigkeit getragene, rein historische Schriftbehandlung sei, wissenschaftlich genommen, die einzige Apologetik, die für unsere Zeit gebüre. Auf keinen Fall dürfe man mit „apologetischen Vorurtheilen“ das Recht des Glaubens aufrecht halten oder gar den Unglauben angreifen, denn das verstimme und erbittere und sei an sich schon mit der „Weihe und Würde der Wissenschaft“ unvereinbar. Man dürfe nie mehr beanspruchen als „das gute Recht des Spiritualismus zu retten“.

Dies das Ziel, auf das die Apologetik nach modernem Zuschnitt hinarbeiten soll, fürwahr ein sehr bescheidenes Programm.

Die Mittel zur Durchführung entsprechen ihm denn auch. Selbst Ebrard hat gewissen Apologeten den Vorwurf gemacht, sie gäben Vorwerke und Festung preis, nur um die Citadelle zu retten, Ephialtes und Leonidas in einer Person.¹⁾ Immer haben wir moderne Geister nur zwei Befürchtungen, es könnte dem Unglauben — wir sagen der modernen Wissenschaft — zu wehe geschehen, und die Ver-

¹⁾ Ebrard, Apologetik (?) I., S. IX.

theidiger des Glaubens könnten zu entschieden auftreten und zu eng-herzig, zu kurzsichtig, zu schroff auf allem bestehen, was man in alten, längst überlebten Zeiten als Glaubenssache betrachtet habe. Ein homöopathisch verdünnter Absud aus den kirchlichen Entscheidungen, einige kritische Bemerkungen über eine Stelle der Heiligen Schrift, am liebsten über Dinge, die sicherlich keinem Anstoß geben, über archäo-logische, geographische, geschichtliche Fragen, und wir hätten alles geleistet, was wir leisten sollen, wir hätten der Welt gezeigt, dass sich für „unsere Auffassung“ denn doch auch noch „etwas sagen lasse“. Alles andere sei Uebertreibung und mache uns nur verhasst.

Und dann wundern wir uns, dass der religiöse Radicalismus trotz unserer Zurückhaltung nicht nur nicht zahmer wird, sondern immer noch rücksichtsloser auftritt! Aber gibt es denn auch ein besseres Mittel, um ihn zu ermutigen, als wenn wir ihm zeigen, dass wir nicht mehr den Muth zum ernstlichen Widerstande, ja zum offenen Bekenntnis haben? Haben wir bei unserem flauen, halben Benehmen ein Recht, uns zu beklagen, wenn unsere Gegner offen sagen, wir glaubten selber nicht mehr, was wir nur noch gezwungen vertheidigten?

Und man muss vollends die Weltläufigkeit und den Gesichtskreis einer Stubenfliege haben, um zu denken, der Glaubenshass dieser Zeit stamme lediglich davon her, dass auf unserer Seite noch immer so vieles als Zubehör zur Glaubenslehre und zur Ueberlieferung der Kirche betrachtet werde, was wir ohne Schaden über Bord werfen oder doch in das „Magazin für alte Curiositäten und Ladenhüter“ verschließen könnten. Was brauchen wir, sagen uns schon bald alle „helldenkenden und freier blickenden Geister“, was brauchen wir uns noch abzustreiten für die alten engherzigen „Vorurtheile“ über biblische Chronologie und Ethnographie, über Sündflut und Sprachverwirrung, über die buchstäbliche Auffassung so vieler biblischen Erzählungen über Typen und Weissagungen? Was zwingt uns denn an die Fortdauer der Wunder, der Weissagung, der außerordentlichen Erscheinungen in der Kirche, an die alten, finsternen Befürchtungen von den letzten Zeiten zu glauben? Warum die Welt zurückstoßen mit dem Festhalten an einem Hereinwirken des Teufels in die Welt, mit dem „Hexenwahn“ und dem „Aberglauben an Besessenheit“? Warum wollen wir uns in den Ruf der Inferiorität und der Unwissenschaftlichkeit bringen durch Schwören auf all' die Berichte von Wundern und Erscheinungen und mystischen Vorgängen und auf all' die Legenden im Leben der

Heiligen, die ja doch in Wirklichkeit nichts sind als „fromme Fabeln“ und als Einbildungungen überspannter Nonnen und völlig unwissenschaftlicher Mystiker? Da haben wir, vorläufig wenigstens, Beutestücke genug, die wir dem anstürmenden Unglauben hinwerfen können. Zedenfalls wird er uns verschonen, was dann nach uns geschehen wird, das mögen andere sehen.

Möglich, dass der Unglaube uns „aufgeklärte Köpfe“ verschonen wird. Seine Verachtung gegen den Glauben aber wird sicher nur wachsen.

Nein, mit halben Maßregeln, mit einem halben Glauben — die Worte heben sich gegenseitig auf — mit einer liberalisierenden Exegese, mit einer des Uebernatürlichen entkleideten Theologie, mit einer den Zeitungen nachgeahmten Polemik und Predigt über die Tagesfragen, kurz mit einem verstümmelten oder modernisierten Christus ist dieser Unglaube nicht mehr zu bändigen und das arme, von allen Seiten gefährdete Christenvolk nicht mehr zu retten.

Hunderttausende ringen mit dem Tode, dessen Keime sie alle Tage aus den Zeitungen, den Novellen, dem Bierhausgewäsch einathmen, und wir wollen sie retten, indem wir von der Kanzel herab in der bedenklichsten Weise gegen die bedenklichsten Ausdrücke des Talmud losziehen, um zu zeigen, „dass das Christenthum nichts mit dem Judenthum zu schaffen habe“, oder, um zu zeigen, „dass das Christenthum nichts mit dem Judenthum gemein habe“, indem wir durch Citate aus Goethe oder Tolstoi nachweisen, dass auch diese großen Geister doch manchmal noch einen guten Faden am Christenthum gefunden haben!

Hunderttausende fragen in der Angst ihres Herzens: Kennt das Alte Testament eine Weissagung vom Messias? Ist Jesus von Nazareth dieser verheizene Messias? Und wir treiben „höhere Exegese“, indem wir eine Abhandlung schreiben über „Brodbacken bei den alten Hebräern“ und über ihre Kunst, den Büffel zu zähmen!

Nicht bloß mehr die gelehrte Welt, Gott sei es geklagt, schon das gewöhnliche Volk fragt: Kann man sich noch auf die Bibel stützen? Kann man noch glauben, was uns in der Kindheit aus ihr gelehrt worden ist? Haben die Ausgrabungen, die Ergebnisse der Geschichte, der Sprachforschung und der Naturwissenschaften nicht inzwischen die geschichtlichen und die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Bibel derart über den Haufen geworfen, dass wir auch ihre „dogmatischen Anschauungen“ und ihren „sittlichen Standpunkt“ nicht mehr „mit

Zuversicht theilen" können? Und wir, wir meinen unserer Pflicht genügt zu haben, wenn wir vornehm sagen, auf so verwickelte Fragen werde kein unrichteter Fachmann ohneweiters ein klares Ja oder Nein wagen! Daraus zwar machen wir kein Hehl, dass wir über die „beschränkten Gesichtspunkte der Vorzeit“ hinaus sind, über die Ansicht nämlich, die Bibel sei vor allem das grundlegende dogmatische und ascetische Handbuch und das erste aller Betrachtungsbücher. Auch das macht uns keine Mühe, zu sagen, einer, der heute noch die heilige Schrift von diesem Standpunkt aus erklären wollte, wäre als „unwissenschaftlich“ aus der Gelehrtenzunft auszuschließen. Höchstens, dass wir es einem verzeihen, wenn er sie „dogmengeschichtlich“ auffasst, das heißt den „damaligen Stand der religiösen Zeitideen“ aus ihr darzustellen sucht. Auch die Versicherung „kostet uns kein Opfer“, dass wir in der Schrifterklärung dem modernen Geiste „Zugeständnisse machen müssen“. Will aber einer von uns mit klaren Worten wissen, was er heute noch auf Grund des übernatürlichen, göttlichen Wortes glauben oder verwerfen muss, wenn ihm sein Heil lieb ist, dann muss er sich an andere wenden, an solche, die keinen wissenschaftlichen Ruf zu verlieren haben.

Selbst Laien, und nicht immer gerade die allerängstlichsten, finden, dass wir, gelehrte Theologen und populäre Nichttheologen, in der Berücksichtigung von Zeitmeinungen und Zeitrichtungen, z. B. der Entwickelungslehre, der geologischen und psychologischen Hypothesen, der Frauenfrage, der Marx'schen Werttheorie und anderer sozialen Lieblingsprobleme, zu vorschnell und zu blindgläubig seien. Wir aber stehen nicht an, zu erklären, jeder, der nicht blind auf all das schwört und darnach handle, setze die Offenbarung und den Bestand des Christenthums oder doch die Achtung dafür mutwillig auf das Spiel. Und wenn einer gegen die übermäßigen Anleihen der Theologie bei diesen lustigen Eintagsfeiern Bedenken erhebt, dann rufen wir Feuer vom Himmel auf das Haupt des verknöcherten Musti herab, der mit seinem orthodoxen Mysticismus den Sinn für die Pflicht des Fortschrittes in der Wissenschaft verlor und in seinem unbelehrbaren Pessimismus alle Schaffensfreudigkeit durch ungerechtfertigte Alartruhe beeinträchtige.

Immer und überall diese rücksichtsvolle Halbheit im Kampfe gegen den Unglauben, der doch mit sieben Häuptern und sieben Rachen und tausend Fangarmen zugleich dem Erbe Christi nachstellt! Was

wir fürchten, ist nicht, dass dieses Ungeheuer Christo Millionen von Seelen rauben könnte, sondern nur, dass ihm einer in der Abwehr unliebenswürdig oder gar kräftig auf die Klauen schlage. Das macht uns wenig Sorgen, wenn alle Feinde des Herrn Jesus, mögen sie den widersprechendsten Richtungen angehören, zusammenarbeiten wie ein Mann; aber alsbald werden wir unruhig und glauben vor Herausforderung und vor Neubertreibung und vor schlimmen Folgen warnen zu müssen, wenn sich einige Vertheidiger der gefährdeten Wahrheit die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit, sei es in Orden, sei es in einem consequenten, festgesfügten Schulsysteme, sei es gar an einer nur halbwegs katholischen Universität. Vereinzelt mögen ja katholische Gelehrte dort und da an einer atheistischen Universität unter hundert feindseligen „Collegen“ ein stilles, gedrücktes Dasein führen, aber vereint, nach einem Plane wirkend und sich gegenseitig stützend,— nein, das würde verstimmen und wäre auch wirklich zu schroff! ¹⁾)

Ein solches Gebaren ist unter den heutigen Umständen, gelinde gesprochen, ohne Aussicht auf Erfolg. Wenn wir zu Christus zurückkehren wollen, wenn wir eine Umgebung, die Christo und allem, was an Christenthum und Glauben und Offenbarung und übernatürliche Religion erinnert, so gründlich abgeschworen hat, wenn wir eine solche Gesellschaft zu Christus zurückführen wollen, dann müssen wir entschiedener auftreten und entschiedener sprechen. Hätten die Apostel so vornehm, so wissenschaftlich, so tendenzlos und kühl gesprochen, dann hätten sie sich freilich viele Unannehmlichkeiten erspart, wir aber wären noch heute in unserer Hilflosigkeit wie die, die bis auf ihre Zeit im Todesschatten saßen.

¹⁾) Man schildert nun freilich das Leben an einer katholischen Hochschule „das Sichzurückziehen aus dem großen Meere des Culturlebens auf eine idyllische Insel, an deren Ufern die brandenden Wogen des Meeres sich nicht brechen“. Wir fassen diese Worte nicht als Satire — denn in diesem Sinne klängen die Worte zu hämisch — sondern als aufrichtigen Ausdruck der leicht verzeihlichen Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, der angeblichen „mittelalterlichen Sabbath-Ruhe“. Nun, es ist ja jeder Liebhaber des Friedens freundlich eingeladen, unser Leben zu theilen. Zur Vermeidung bitterer Enttäuschungen wollen wir aber doch dem Besucher im voraus mittheilen, dass sich die Wogen an dieser „idyllischen Insel“ zu Zeiten sogar sehr stark brechen. Liegt eine katholische Universität so fern ab von der ganzen civilisierten Welt, dass das „Meer des Culturlebens“ nicht mehr bis an ihre Ufer reicht, dann muss diese Brandung wohl den Wogen der Uncultur zuzuschreiben sein. Auf jeden Fall hört man von hier aus beständig grossen.

Aber nein, so haben die Apostel nicht gehandelt. In einer Zeit, da ein entschiedenes Wort für den Glauben an den Gefreuzigten nicht bloß den Vorwurf der Inferiorität, sondern die Verurtheilung zu den wilden Thieren oder zu den Pechfackeln mit sich bringt, schreibt Paulus seinen Brief an die Römer. Hält er etwa auch so zurück mit dem Worte der Wahrheit wie wir? Ist er auch so vorsichtig bedacht, seinen Lesern das zu ersparen, was ihnen die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bereitet? O Paulus, verzeihe mir, dass ich zu unserer Beschämung eine für dich so schimpflische Frage stelle! Nur sechs Verse der Einleitung schreibt der Apostel, und was sagt er in diesen wenigen Zeilen! Ich Paulus, sagt er, ich Diener Jesu Christi, ich berufen zum Apostel, ich ausgewählt für das Evangelium Gottes, ich schreibe euch, ihr Römer, ihr Herren der Welt. Dieses Evangelium, das ich euch verkünde, ist längst im alten Bunde durch die Propheten Gottes vorherverkündigt. Zwei Dinge enthalten diese Verheißungen vor allem, die menschliche Abstammung des Sohnes Gottes von David, und die Vorherbestimmung, kraft der dieser Mensch zugleich der wahre, natürliche Sohn Gottes sein soll. Und dass er dies wirklich ist, das zeigt die Wundermacht unseres Herrn Jesus Christus, die Sendung des heiligen Geistes und die Auferstehung von den Todten. Dieser Herr Jesus hat mir die Gnade des Apostolates verliehen, um alle Völker zum Gehorsam — denn das ist der Glaube — in seinem Namen zu bringen, und dazu gehört auch ihr, ihr Römer, die ihr bisher geglaubt habt, euch müsse die ganze Welt gehorchen. Sechs Zeilen, und welche Fülle und welche Wucht der allereingreifendsten Wahrheiten, man kann sagen, der ganze Inbegriff des Christenthums! Paulus hätte den Brief damit schließen können, denn er hatte bereits alles Wesentliche gesagt. Das heißt den Herrn Jesus predigen auf apostolische Art, Christus als die Wahrheit, die ganze ungeschminkte Wahrheit.

Und wiederum die Einleitung zum ersten Briefe an die Korinther, diese auf ihre Bildung und ihren Reichthum so stolzen Griechen! Geht sie etwa dem aus dem Wege, was diese eingebildeten Geister hätte verlegen können? Ja, was sage ich, aus dem Wege gehen! Als ob sie nicht mit ausgesuchter Schärfe gerade das hervorhöbe, was ihnen am meisten Ueberwindung kostet musste! Die Juden verlangen Wunderzeichen, ihr Heiden schillernde Weisheit; das Kreuz des Herrn Jesus Christus ist euch allen miteinander ein Anstoß, jenen ein Aergernis,

euch eine Thorheit. Und eben deshalb predigen wir Christum den Gefreuzigten. Denn die Weisheit der Menschen muss durch das besiegt werden, was ihnen an Gott thöricht erscheint, und ihre Stärke durch das, was sie für Schwäche halten, damit keiner sich vor Gott rühmen könne. O Paulus, Paulus, wo hast du die Klugheit, wo hast du die Menschenkenntnis, wo die Weisheit hingebracht, die man dir sonst zugetraut hat? Redet man so zu Menschen, die von ihrer eigenen Bildung eingenommen sind? Heißt das nicht selbst die abstözen, die immerhin noch für die Wahrheit empfänglich wären, wenn man sie ihnen nur nicht so unvermittelt und so schroff sagen würde! Aber Paulus verstand nichts von all dieser Klugheit des Fleisches, die sich so gerne freigebig zeigt auf Kosten der göttlichen Wahrheit, nichts von dieser verkehrten Menschenrücksicht, die es lieber mit Gott verdirbt und die Menschen ihrem Verderben überlässt, als dass sie sich eine Unannehmlichkeit zuzöge. Und der Erfolg hat gezeigt, dass er damit Gottes Absichten entsprach, denn es gefiel Gott, die Weisheit der Weisen zuschanden zu machen, dagegen die Gläubigen durch die Thorheit der Predigt zu retten (I. Kor. 1, 21).

O hätten wir nur wieder etwas von dieser Thorheit, nur ein klein wenig von der Thorheit Gottes und der Apostel! Wir haben zu viel, viel zu viel Klugheit, und darum fliehen wir vor unserer schweren Aufgabe wie Jonas, darum sind wir so thöricht geworden, so schwach, so leer, so schales Salz. Von allem wissen wir zu reden, von den Jahrmilliarden, die dem Auftreten der Trilobiten vorhergiengen, von ägyptischen Katzenimunitien und assyrischen Scherben, von all den Richtungen des modernen Romans und von den Vortheilen, die Bergsport, Turnen und Radfahren für den Geistlichen bringen. Sobald wir aber von dem reden sollten, in dessen Namen allein alles Heil beschlossen ist, dann verstummen wir — vorausgesetzt, dass wir überhaupt an ihn denken, — aus Furcht, wir könnten die empfindlichen Ohren dieses Geschlechtes verlegen, und uns selber einen Blick der Verachtung zuziehen. Für alles haben wir Interesse, für die Dede der Zeitungen vor allem, für Novellen und Bilderbücher, mögen sie auch unserer Seele Gefahr und den Gläubigen Abergernis bieten; aber die Lesung der Evangelien und der apostolischen Schriften lässt uns kalt und theilnamslos, und mit den Vorbildern der christlichen Heilsordnung im alten Testamente geben wir uns kaum mehr ab. Darum ist auch unsere Predigt so leer geworden von Christus und

von Dingen des Glaubens. Ein wenig Moral und viel Politik, dazu eine reichliche Blütensammlung von den Dingen, die wir eben gelesen haben, das ist alles, was die Leute nach Hause tragen. Dass wir durch und durch gesättigt seien vom Worte Gottes und voll von Christus, den Eindruck werden sie wohl nur selten mit sich nehmen. Und dann donnern wir unvermeidlich jedes Jahr am Sonntag Sexagesimä darüber, dass die böse Welt keinen Geschmack mehr an der Predigt, das heißtt an dem Worte Gottes, habe!

Arme Welt, die du alles hast, Reichthum, Bildung, Macht, nur den nicht, ohne den du nicht leben kannst, Christum, deinen Erlöser! Arme Predigt, arme Theologie, arme Schriftauslegung, die du so zeitgemäß geworden bist, dass dir der Ewige fremd ward! Armer Herr Jesus, der du nun auch das Schicksal des heiligen Geistes theilst, des vergessenen, des verlassenen, des ungenannten!

Nein, auf diesem Wege werden wir den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten. Wenn wir nicht ernstlich zu Christus, dem Könige der Jahrhunderte, zurückkehren, und ihn wieder feierlich in diese Gesellschaft einführen, dann wird das begonnene zwanzigste Jahrhundert kein Jahrhundert des Heiles werden. In keinem anderen Namen ist der Welt das Heil gegeben als im Namen Jesu (Apg. 4, 12), heute so wenig wie in den Tagen der Apostel. Und keiner wird der Welt in ihrer Noth Hilfe und Heil bringen als der, der ihr diesen Namen verkündigt, und müsste er auch um dieses Namens willen Schmach und Tod leiden wie die Apostel. O hätten wir nur wieder Apostel, bereit, alles zu verlassen um des Herrn Jesus willen, bereit, sich selber hinzuopfern für die Ehre des Herrn Jesus, Apostel, denen jedes Wort ungenießbar wäre, wenn es nicht an den Herrn Jesus erinnert, Apostel, die den Herrn Jesus so im Herzen trügen, dass ihnen sein Name auf die Lippen käme, so oft sie diese nur öffnen, apostolische Männer des Glaubens, apostolische Männer des Gebetes, apostolische Geistessmänner, dann brauchte uns nicht bang zu sein um das zwanzigste Jahrhundert, denn solange Christus in ihm herrscht, und das wäre dann gesichert, solang kann es nicht gottverlassen sein.¹⁾

¹⁾ „Gewiss, um es nochmals zu sagen, will Christus jeden erleuchten, der in diese Welt kommt. Zu diesem Zwecke hat er eben seine Kirche mit ihren Hirten und ihren Priestern und ihren öffentlichen Lehrern eingesetzt. Und damit wir dieser verantwortlichen Stellung nicht vergessen, ruft uns der Apostel zu: Gebt niemand Anlass zur Klage, seid einfältige Kinder Gottes, tadellos inmitten eines

Allerdings die Lage ist ernst, und die Aufgabe, die uns zu Beginn des neuen Jahrhunderts erwartet, so vielseitig, daß einem einige Bangigkeit kommen möchte. Zahllose Fragen stehen vor uns, alle ungelöst, alle dringend, alle unabsehbar in ihren Folgen. Dennoch brauchen wir keineswegs das Verderben als unheilbar hinzustellen und darüber den Mut zu verlieren. Denn alle diese Fragen ruhen zuletzt auf der einen Frage: Was hältet ihr von Christus? Weiß die Zeit auf diese Frage keine befriedigende Antwort zu geben, dann ist es freilich um sie geschehen. So lange sie aber darauf richtig antwortet, wird sie immer den Compass finden, der sie durch alle Labyrinth leitet, denn in ihm hat sie den, der uns von Gott geworden ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung (I. Kor. 1, 30).

Und es ist ja wiederum wahr, daß wir, um heute unserer Aufgabe gewachsen zu sein, alles sein sollten. Gelehrte und Prediger und Theologen und Pädagogen und Philosophen und Meister aller Naturwissenschaften und Volksmänner und Volksredner und Volkswirte und Staatsbürger, um nicht zu sagen Staatsmänner, und Asceten und Geistesmänner und Geisteslehrer und Heilige und vielleicht sogar Märtyrer. Kann einer das alles sein? Aber nur ruhig! Wir fragen entgegengesetzt: Braucht einer das alles zu sein? Und was wäre es, wenn einer dies alles wäre, hätte aber das Eine nicht, worauf es vor allem, ja allein ankommt? Ein Centaur, ein hundertarmiges, hundertköpfiges Ungeheuer, ärger als Briareus, vielleicht dürfen wir sogar sagen, ein Schwarzkünstler, ein Akrobat, ein Schauspieler, aber kein Mensch, geschweige ein Christ. Läßt aber einen durchdrungen sein vom lebendigen Glauben an Christus im Geist, im Herzen und im Leben, mit anderen Worten, gebt uns einen wahren Glaubens- und Geistes- und Gottesmann, der hat alles, was er bedarf, mehr noch, der ist alles, was die Welt braucht, dem ist geholfen für alle Aufgaben, wie der Welt mit ihm.

Zurück zu Christus, der ewigen Wahrheit, aber ganz und entschieden, und wir sind auch dem zwanzigsten Jahrhundert gewachsen!

verderbten und verkehrten Volkes, unter dem ihr leuchten sollt wie Leuchten in der Welt". (Phil. 2, 15).
